Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 94 (1968)
Heft: 3

Artikel: Der Brother im Volkshaus : eine kurze Geschichte, die einen langen Kommentar über Johnsons Sparprogramm erübrigt
Autor: Zacher, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-507456

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Brother im Volkshaus

Eine kurze Geschichte, die einen langen Kommentar über Johnsons Sparprogramm erübrigt

von AbisZ

Er fühlte sich im ‹Volkshaus›-Restaurant ziemlich deplaciert, verlassen. Er saß allein an einem Tisch und nippte an einem Glas Milch. An drei Nebentischen waren Jaßpartien im Gange, zwei stille und eine laute. Man sah ihm an, daß er argwöhnte, daß hier demnächst eine Schlägerei ausbrechen würde; und dabei ging es doch bloß darum, festzustellen, ob der Schaaggi aus dem Schneider gekommen wäre, wenn der Heiri zuerst das Schellen-As und dann erst den Eichel-Siebner ausgespielt hätte, statt umgekehrt. Es tönte aber furchtbar kriegerisch, wie das bei lauten Jaßpartien nun einmal ist, bis einer sagt: «So, wie ist das? Machen wir einen Jaß oder schnorren wir bis zur Polizeistunde?»

Der Fremdling begriff, daß keine Revolution im Anzug sei und wandte seinen Blick dem Runden Tisch zu, der von Bösartigen auch als Lölitisch benannt wird. Dort saßen einige Prominente aus diversen Legislat- und Exekutiven neben weniger prominenten Parteigenossen und sorgten in ernstem Gespräch dafür, daß die kleine Welt der Tagespolitik nicht stillestund. Der Fremdling erfaßte die Situation rasch, denn es gibt ja auf der ganzen freien Welt solche L... pardon: Prominententische. Sonst gäb's, laut Bundesrat Gnägi, keine Politik und keine Demokratie.

Ein Redaktor und ich saßen so friedlich, wie das Zeitungsleute überhaupt können, bei einem kleinen Bier und waren uns darüber einig, daß es auf Erden meistenteils paradiesisch sein könnte, wenn die Menschheit nicht meistenteils so idiotisch und unbelehrbar wäre. Der Fremdling verstand von unserer Mundart bestimmt kein Wort, und prominent sind wir nur von innen betrachtet, wo es keiner sehen kann. Es ist unerfindlich, wie der Fremde auf die Idee kam, wir könnten ihm aus seiner Langeweile und Verlegenheit helfen. «Beg your pardon!» murmelte er. Das verstand ich. Was er weiter welschte, verstand ich weniger gut. Er sprach furchtbar rasch und verschluckte Wesentliches. Also ein Amerikaner. Ich bat ihn, nicht so sehr auf den Accelerator zu steppen, dann bestünde eine vage Chance, daß ich ihn verstünde. Da gab er sich Mühe, so zu sprechen wie sein Schulbuch sel., und ich gab mir Mühe, nicht so zu sprechen wie mein Schulbuch sel., das stark Shakespearisch angehaucht gewesen war – und so verstanden wir uns immer besser.

Natürlich gab es Mißverständnisse, aber die dröselten wir selbdritt auseinander, bis sie gelöst schienen. Der Fremde stellte sich als Getreidebauer aus den Vereinigten Staaten von Amerika vor. Unsere Einladung zu einem Bier schlug er ab, auch wollte er keine Gauloise. Dagegen offerierte er uns ein Glas Milk, was wir unserseits nicht als logische Fortsetzung für kaltes Haldengut-Bier betrachteten und höflich ablehnten; geregelte Verdauung ist denn doch noch wichtiger als Höflichkeit gegen Gäste. Er sei Quäker, sagte der Gast, und darum trinke er keinen Alkohol, noch rauche er Tabak. Von weiteren Lastern sprach er nicht, und ich hätte ihn eigentlich gerne danach gefragt, weil er doch der erste Quäker war, den ich persönlich kennen lernte. Aber ich fragte natürlich nicht. Der Amerikaner spürte aber meine Neugier und gab mir freiwillig weitere Auskünfte über die Brothers. Sie seien für den Frieden und gegen den Krieg, sagte er. Sie hätten Menschenfreundlichkeit auf ihr Panier geschrieben und seien für Völkerverständigung.

Dafür seien wir auch, bestätigten wir zwei Zürihegel, worauf er uns nochmals ein Glas Milk offerierte, so daß wir anständigerweise nicht noch einmal nein sagen konnten. Gersten- und Kuhsaft vertrugen sich überraschenderweise noch ganz leidlich, vielleicht unter dem Einfluß des friedlichen Brothers. Er wollte wissen, wie unsere Town heiße, wieviele Einwohner sie habe, wovon die Leute hier lebten. Es gab ein längeres Palaver mit vielen Gesten, weil wir ‹fabric› als Gebäude, er aber nur als Gewebe, Stoff verstand. Die Lösung erheiterte den Brother sehr, und er bestellte sogleich eine weitere Runde Milk. Unsere Denkart wurde immer frömmer; Milch macht manches wieder gut, sogar Politik.

Wie er überhaupt in unsere mittlere Industriestadt verschlagen worden sei? Nun, er sei in Zuurigg angekommen, habe dort kein Zimmer mehr bekommen und sei mit andern zusammen hierherspediert worden. Was das übrigens für ein Hotel sei? – Es dauerte eine Weile, bis wir ihm mit Abwandlungen von House, Workers, Labour und schließlich Trade Union – oh, I see! – klar machten, daß er im Volkshaus sei. Er fand das funny; ausgerechnet er, der Farmer aus den USA! Nun blickte er nochmals im Restaurant herum, zum Runden Tisch, zu den Jassern, zu den Diskutanten, zu den stillen Mämmelern, zu den Hotelgästen, und dann nickte er mehrmals mit dem Kopf. Er hatte offenbar ‹geseen›.

Nun aber war es an uns, zu fragen. Bereitwillig gab er uns Auskunft. Er habe, wie gesagt, seiner Lebtag Getreide angebaut. Nun habe er den Betrieb seinem Sohn übergeben und sehe sich die Welt an. So sechs, sieben Monate sei er jeweils abroad. – Da müsse er aber ein ganz ansehnliches Färmlein gehabt haben, sagte der Redaktor, daß er so ausgedehnte Studienreisen machen könne. Seine Größenangabe in einem uns unbekannten Flächenmaß sagte uns nichts, dagegen machte uns folgende, schmunzelnd getane Feststellung staunen:

Er sei, wie gesagt, Quäker und Gegner des Krieges. Seine Regierung gebe etwa die Hälfte der Steuereinnahmen für Kriegsmaterial aus (es war erst ganz zu Beginn des Vietnamkrieges, als die Amis noch bloß ‹Berater› bei Madame Nhu hatten), und das gehe ihm wider den Strich. So melde er sich jeweils zu Hause regelrecht ab und lebe während seiner Reisen steuerfrei im Ausland. So gebe er dem Staate nur die Hälfte dessen, was er zahlen müßte, wenn er zu Hause bliebe, und damit beruhige er sein Gewissen: Er zahle nur jene Hälfte seiner Steuer, die friedlichen Zwekken zugeführt würde. You understand? zwinkerte er uns zu.

Ich war so perplex ob dieses hochmoralischen Rechenkunststückes, mit dem Staat fifty:fifty zu machen, daß ich den Moment verpaßte, wo ich ihn hätte fragen können, ob wohl der Staat nicht 25 seiner fifty Percent doch für Kriegsmaterial ... Der Redaktor, real denkend, wie Redaktoren in der Regel sind, fragte den Ami auf den Kopf, wie groß denn seine Steuerersparnis sei, wenn er ein halbes Jahr reise. Oh, so ungefähr 20 000 Dollar, sagte der Quäker ganz gemütlich, und fuhr fort: «You see, so enthalte ich dem Staat nicht nur die Mittel vor, mit denen er doch bloß militärische Dummheiten machen würde, sondern er finanziert mir durch erspartes Steuergeld sogar meine friedlichen Auslandsreisen zu den Brothers in allen Erdteilen. Ist doch ein Witz, isn't it?»

Glücklich der Mann, dem es gelingt, gleichzeitig zwei schon im Neuen Testament als schwer vereinbar definierte Dinge zu schonen: Den Geldbeutel und das ruhige Gewissen. Da hatte offenbar doch ein besonders kluges Kamel den Trick mit dem Nadelöhr fertiggebracht.

*

Diese Geschichte fiel mir heute wieder ein, als ich in der Zeitung las, Präsident Johnson wolle Pläne verwirklichen, die seinen Bürgern Auslandsreisen verekeln sollten: Besteuerung von Auslandsreisen, Abgaben auf Schiffs- und Flugkarten nach Europa, ‹Strafgebühr› von 5 bis 6 Dollar pro Aufenthaltstag im Ausland ... Wollen wir wetten, daß der Fiskus nicht alle Nadelöhre zu verstopfen vermögen wird? Wenn schon ausgesprochen fromme und harmlose Leute, wie unser Quäker im Volkshaus, dem Staat eine lange Nase drehen ... Ich sehe äußerst schwarz für Präsident Johnsons halbe Milliarde, die er aus seinen Reiselustigen herauspressen will. Der Fiskus kann mit dem frömmsten Nachbar nicht im Frieden leben, wenn dem das Steuerzahlen nicht gefällt.

Der Kopf der Woche

Lyndon $ Johnson